



Lesbischer Herbst

Lesbischer Herbst®

Yvonne Ford

Darmstädter Landstraße 109

60598 Frankfurt am Main

Tel. 069 61002908

yvonne.ford@lesbischerherbst.de

www.lesbischerherbst.de

www.late-bloomers.de

(Un-)Sichtbarkeit älterer Lesben in der Gesellschaft

Dr. Prof. Luise F. Pusch

Vortrag im „Lesbischen Herbst“ am 10. November 2006
in Ude

© Lesbischer Herbst®

Zunächst einmal möchte ich euch meine Bewunderung aussprechen für das, was ihr hier auf die Beine gestellt habt, und ich bin wirklich froh und stolz, dass ich hier auch noch die Eröffnungslesung halten darf, dass ihr mich dafür ausgesucht habt. Es war für mich ein Anlass, mal eben zu schauen, was ich in den letzten 30 Jahren dazu geschrieben habe. Ich publiziere auf diesem Gebiet feministische Frauenforschung, Lesbenforschung seit genau 30 Jahren. Das habe ich erst bei der Vorbereitung festgestellt, dass ich mich eigentlich die ganze Zeit zwar über Frauen geäußert habe oder über die Unsichtbarkeit von Frauen, aber auch immer sehr, sehr viel über Lesben geschrieben habe und meistens so über Lesben, dass ein lesbenfeindliches, homophobisches Publikum es irgendwie mitbekommen konnte. Ich habe mich also nicht so sehr an Insiderinnen gewandt, sondern immer versucht, die tumbe Mitwelt irgendwie über uns aufzuklären.

Jetzt hatte ich also die Gelegenheit, aus diesen Texten etwas auszuwählen, was vielleicht für Lesben interessant sein könnte. Das war gar nicht so einfach. Ich habe dann aber festgestellt, dass ich einiges gefunden habe, was vielleicht auch die Lesben gar nicht so wahrgenommen haben. Wir hatten im Vorfeld besprochen, dass wir das Thema zwar „Unsichtbarkeit von Frauen und Lesben in der Gesellschaft“ nennen, aber eigentlich ist das eine Lesung, die sich um verschiedene Themen dreht. Ich fange an mit der **Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit** von Lesben, praktisch der Gesamthematik des Coming-out und dann – wie es bei mir wohl nicht anders zu erwarten ist – werde ich mich zu dem Thema **Sprache und Lesben** äußern. Natürlich geht es auch um die **Sexualität** und schließlich um das **Alter**. Diese vier Themenkomplexe berühren sich natürlich alle gegenseitig. Was ich weggelassen habe – das wäre dann vielleicht ein Thema für den nächsten Lesbischen Herbst – ist der gesamte Bereich Politik und Theorie. Ich habe auch etliches zur Lesben- und Queer-Theorie geschrieben. Damit wollte ich aber diesen schönen Abend hier nicht belasten. *(Gelächter)*

Ich fange an mit dem Thema „Coming-out“:

Ich habe vor 25 Jahren das Buch Sonja veröffentlicht, das viele Lesben kennen. Vielleicht melden sich mal die Frauen, die es nicht kennen ... ah, ja ... *(es gehen einige Hände hoch)*. Das ist ein schöner Anlass, mich darüber zu äußern und nicht das Gefühl zu haben, „das kennen ja schon alle“. Dieses Buch habe ich 1981 zunächst – und das geht daher direkt in das Thema „Coming-out“ – unter dem Pseudonym Judith Offenbach veröffentlicht. Ich habe vier Jahre lang daran gearbeitet, von 1976 bis 1980. Ich habe darin die Geschichte meiner Partnerin Sonja – deswegen heißt es auch so –, meine Geschichte und die Geschichte des tragischen Scheiterns unserer Beziehung verarbeitet. Als ich sie

kennenlernte, saß sie durch einen Selbstmordversuch im Rollstuhl. Sie hat sich dann schließlich 1976 umgebracht, vor 30 Jahren.

Das hat mich derartig beschäftigt, dass ich von da an beschlossen habe: „Ich will jetzt etwas tun, damit solche Lebensläufe weniger werden!“ Ich hatte das Gefühl, dass wir letztlich an der Homophobie der Gesellschaft gescheitert sind. Ich wollte meinen Beitrag dazu leisten, dass sich da etwas ändert, und das konnte natürlich hauptsächlich durch das Schreiben geschehen. Dieses Buch – ich habe gerade beim Verlag angerufen – ist jetzt 42.000 Mal verkauft. Es hat also viele erreicht und es ist auch viel darüber geredet worden. 1998 habe ich eine neue Auflage unter meinem eigenen Namen erscheinen lassen. Daraus möchte ich jetzt das Vorwort vorlesen:

An diesem Bericht über die unerträgliche Schwierigkeit des Lesbischseins vor, während und nach der 68er „Sexualrevolution“ habe ich über drei Jahre lang, 1976 bis 1979, geschrieben. Das ist eine kleine Ewigkeit her und ich bin heute nicht mehr die verzweifelte und verängstigte junge Frau, die ich damals war, sondern eher eine gereifte und gestärkte Matrone. Dies als Warnung an Leserinnen, die sich – wie damals des öfteren geschehen – beim Lesen in die Autorin verlieben und sie aus ihrem Elend erretten wollen.

(Gelächter) Ja, die kamen dann immer angefahren und verliebten sich sofort in meine Freundin. *(Gelächter)*

Dass ich meinen persönlichen Kummer relativ gut überlebt habe und mich zu einer energischen Streiterin für die Sache der Frauen fortentwickeln konnte, verdanke ich auch dem langen Prozess des Aufschreibens und der ständigen Ermutigung durch meine Freundin „Julia“ [d.i. Swantje Koch-Kanz] und meinen Analytiker Hans Ulrich Müller, der im vergangenen Jahr viel zu früh gestorben ist. Beiden habe ich das Buch damals gewidmet. Es war mir wichtig und schien mir stimmig, diese Lesbengeschichte einer Heterofrau und einem heterosexuellen Mann zu widmen – will sagen: Es kommt nicht auf das Geschlecht oder die sexuelle Präferenz an, sondern auf den Charakter und darauf, wie wir miteinander umgehen.

Es gab viele Motive für das Schreiben; mit das Wichtigste war wohl der Wunsch, die bedrückenden Zustände zu ändern und überhaupt zu verstehen, was geschehen war.

1981 wurde das Buch unter dem Pseudonym Judith Offenbach veröffentlicht. Über meine Beweggründe für das Pseudonym habe ich mich ausführlich in dem Interviewband „Ladies first“ geäußert.¹ Jetzt erscheint „Sonja“ erstmals unter meinem richtigen Namen, und ich mache mir seit Monaten Gedanken, was ich dazu sagen möchte. Schließlich warf ich alle Entwürfe in den (elektronischen) Papierkorb. Statt nun

wieder lange Erklärungen abzugeben (das Buch enthält schon genug), will ich lieber eine Geschichte erzählen.

Im Mai 1996 waren meine Lebensgefährtin und ich zu einer Hochzeit eingeladen.

Meine Lebensgefährtin ist Joey Horsley, sie sitzt dort drüben ... vielleicht stehst du mal eben auf ... (*Gelächter und Beifall*) Wir haben auch das Buch *Berühmte Frauenpaare* zusammen herausgegeben, darauf komme ich auch noch zu sprechen.

Es war eine – für US-amerikanische Begriffe – kleine Hochzeit: Nur 250 geladene Gäste. Nach dem üppigen Dinner spielte die Band zum Tanz auf. Zwar war die Tanzfläche einigermaßen belebt, aber die meisten Gäste blieben an ihren Tischen sitzen. Männer tanzen eben nicht gern, und Frauen dürfen Männer nicht zum Tanzen auffordern. Dass Männer ungern tanzen, hat mit Homophobie zu tun: „Die Männlichkeit der meisten Männer wird definiert über eine bestimmte Art, sich zu bewegen, sehr steif und ausdrucksarm. Der Tanz verrät all das.“²

Plötzlich zog meine Partnerin mich auf die Tanzfläche: „Let’s try a little gender-bending!“ [Auf Deutsch, in sehr freier Übersetzung: „Komm, versuchen wir mal eine Geschlechtsrolle rückwärts!“] Und wir begannen zu tanzen. Ich hatte schwere Bedenken, aber es machte mir auch großen Spaß; ich tanze so gern mit ihr. Zu meiner Überraschung kamen jetzt nach und nach immer mehr Frauen auf die Tanzfläche und tanzten miteinander. Wir beide hatten „den Bann gebrochen“. Es bedurfte nur eines winzigen Anstoßes, um die Frauen scharenweise aus ihrer ängstlichen Reserve zu locken. Sicher waren nicht viele Lesben unter ihnen; die meisten hatten unser Tun vermutlich als Notwehr gegen männliche Tanzmuffelei interpretiert. Wie auch immer, zwei Lesben, die es satt hatten, dem Heterosexismus des Gesellschaftstanzes zu gehorchen, hatten zahllosen anderen Frauen zu mehr Spaß an der Veranstaltung verholfen, zu mehr Nonchalance gegenüber einengenden, frustrierenden Konventionen. Und das während einer Hochzeit!

Leider tanzten aber keine Männer miteinander. (...)

Nachdem ich „Sonja“ veröffentlicht hatte, bekam ich viele Briefe von Frauen, die sich bestimmte Dinge aus dem Buch zum Vorbild nahmen. Etliche zum Beispiel setzten eine Anzeige in die *Emma*, andere fingen an, ihre „intimsten“ Erlebnisse aufzuschreiben und öffentlich zu machen, andere gingen in eine Lesbengruppe.

Wenn eine etwas tut, das Mut verlangt, und sie kommt damit ganz gut durch, trauen sich andere, es ihr nachzumachen, und wieder andere, es diesen nachzumachen; es zieht immer weitere Kreise. So entsteht (Frauen-)Bewegung und Veränderung. Auch ich habe mich nur getraut, weil andere vorangegangen waren.



Deshalb möchte ich jetzt, 22 Jahre nach Beginn des Schreibens bzw. 17 Jahre nach der Erstveröffentlichung von „Sonja“, endlich den letzten Schritt in diesem sicher größten und folgenreichsten Wagnis meines Lebens tun und mein Pseudonym lüften. Die meisten Leserinnen, die die Arbeiten von Luise F. Pusch kennen, wissen nichts von dem Buch „Sonja“ und den kaum erträglichen Zuständen, die es dokumentiert. Und diejenigen, die wissen, dass die feministische Satirikerin und Sprachwissenschaftlerin Luise F. Pusch mit Judith Offenbach, der Autorin dieses „langen traurigen Lesbenromans“, identisch ist, finden die Identität meistens schwer nachvollziehbar. Eine Studentin, die ihre Magistra- Arbeit über „Sonja“ schrieb, meinte sogar, es sei sehr schade, dass diese Judith Offenbach nicht mehr vom Witz einer Luise F. Pusch hätte.

Ich selber halte es mit Tschechow, der darauf bestand, dass seine Theaterstücke Komödien seien, während die andern sie eher für Tragödien hielten. Ich finde, dass „Sonja“ auch ein komisches Buch ist. Denn obwohl (oder weil) Sonja und ich nicht viel zu lachen hatten, haben wir doch viel gelacht.

Ich widme diese Neuveröffentlichung in Dankbarkeit meiner hinreißenden Tanzpartnerin aus dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten, Joey Horsley. Ohne die Frauenbewegung hätte ich sie 1985 nicht kennengelernt und ohne sie wüsste ich nicht, wie wunderbar das Leben sein kann, sogar, und vor allem, für Lesben.

Jetzt gehe ich noch etwas zurück, noch tiefer zurück in die Vergangenheit zu den Themen „Coming-out“ und „Versteck“ – ich gehe jetzt mal so richtig hinein in das Versteck. Unsere Generation ist wohl diejenige, die davon am meisten abbekommen hat, die dadurch wohl am meisten geschädigt worden ist und die diese Thematik auch am wenigsten vorfindet. Das Verstecken wird trivialisiert und es wird nicht verstanden. Ich denke, da muss die Theorie noch sehr viel tun – die Traumata, die damals die Kriegskinder erlitten haben, werden nach 60 Jahren jetzt thematisiert. Lesben in unserem Alter haben in den 50er und 60er Jahren eigentlich die Hölle erlebt, ohne dass es je irgendwo thematisiert worden wäre, was das eigentlich bedeutet. Ich finde, es wird Zeit, dass das wissenschaftlich aufgearbeitet wird. Ich habe in *Sonja* versucht, diese Thematik dokumentarisch anzugehen, sozusagen Bruchstücke zu liefern, damit das aus frischer Erinnerung noch vorhanden ist, damit spätere Wissenschaft das als Dokument verwenden kann, was mit uns gemacht worden ist.

Hier schreibe ich also am 28. Mai 1978, nachts um zehn nach zwölf. Es sind immer tagebuchartige Aufzeichnungen, die um das Thema „Sonja“ kreisen und um das Leben, das ich damals führte.



Heute Abend habe ich im Fernsehen den Film „Die verlorene Ehre der Katharina Blum“ gesehen. Am Ende des Films erschießt Katharina Blum den Mann von der Presse, der ihr zu der verlorenen Ehre verholfen hat. Ich als Lesbe habe erst gar keine Ehre zu verlieren, weil ich noch nie eine gehabt habe. Solange ich noch glauben konnte, ich wäre einfach ein Mensch, meinte ich wohl, ich hätte auch so eine Art Ehre. Aber als ich so zwischen 17 und 20 allmählich begriff, dass ich kein Mensch, sondern nur eine Lesbe bin, merkte ich auch, dass ich meine Ehre nur so lange hätte, wie ich mich als Mensch verkleidete.

Ich fand es nicht nett von Katharina Blum, dass sie ihren Peiniger erschossen hat. Ich käme gar nicht auf so eine Idee. Es wäre auch viel zu viel Arbeit, all die Leute umzulegen, die mir meine Ehre von vornherein nicht gegeben haben.

Ich möchte mal wieder aussteigen aus allem. Die Uni erlebe ich zur Zeit als ein Netz von Fallstricken – und dabei ist mir klar, dass ich derzeit sozusagen noch wie im Paradies lebe. Sollte ich wirklich eine Professur bekommen, wird dieses Netz immer dichter werden. Homosexuelle erschließen vielleicht aus Ökonomiegründen nicht ihre Peiniger, sondern eher sich selbst.

Dann im Fernsehen weitere Beweise von Zivilcourage. Jane Fonda berichtet von ihrer vierjährigen Arbeitslosigkeit unter Nixon, weil sie Filme gegen den Vietnamkrieg gedreht hatte. Aber Jane Fonda hat Geld, einen reichen Vater. Vierjährige Arbeitslosigkeit bedeutet nicht die Zerstörung ihrer materiellen Existenz. Wenn ich nach außen so auftrete, wie mir innerlich zumute ist, kann ich damit rechnen, dass meine Existenz schier gefährdet ist. Also spiele ich vorerst weiter mit und reibe mich wund in meinem Netz.

Neulich saß ich mit Susanne im Bahnrestaurants in Winterthur. Sie hatte mir die „Lesbenfront“ mitgebracht. Ich hätte die Zeitung sehr gerne gleich am Tisch durchgeblättert, es ist auch ein Kapitel aus diesem Buch hier darin abgedruckt – unter Pseudonym natürlich. Statt dessen packte ich aber die Zeitung gleich ängstlich in meine Aktentasche, damit sie niemand sah. Ich schämte mich vor Susanne, sie gehört zur Gruppe der Radikalesben in Zürich. Wieder zerrieben zwischen zwei Normen – der Norm, die die um mich herum sitzenden Gäste repräsentierten, und der neuen, mir gemäßeren Norm der radikalen Lesben, mutig zu sein, damit überhaupt eine Chance besteht, dass sich an unserem Schicksal mal etwas ändert. Ich spürte zwar, dass Susanne mich verstand und mir meine Feigheit nicht übelnahm, aber ich war doch sehr unglücklich in diesem Moment, wie zwischen zwei Mauern zu Mus gequetscht.

Vor einigen Monaten habe ich im Fernsehen ein Konzert mit Christoph Eschenbach als Dirigenten gesehen. Ich glaube, dass er homosexuell ist, und ich saß da und fühlte mich leicht angewidert bis sensationslü-



stern, als ich ihm zusah. Wenn ich selbst schon nicht besser bin als meine Mutter, wie kann ich da von ihr Humanität verlangen!

Das Phänomen des jüdischen und des schwarzen Selbsthasses ist soziologisch recht gut erforscht. Der homosexuelle Selbsthass ist wohl ähnlich einzuordnen, aber er ist doch noch wesentlich komplizierter. Dass man Jude/Jüdin ist oder Schwarze oder Schwarzer, weiß man, sobald man überhaupt mit dem Denken anfängt, also in frühester Kindheit. Dass man homosexuell ist ...

Wahrscheinlich ist es euch schon aufgefallen: Ich habe damals noch eine männliche Sprache geschrieben ...

... beginnt man in der Pubertät zu ahnen. Als unausweichliches Faktum begreifen es die meisten erst zwischen 17 und 20, viele noch später. In den prägenden Jahren davor haben wir reichlich Zeit gehabt, alle Vorurteile über Homosexualität voll in uns einzusaugen, und umso schlechter werden wir sie wieder los. Ich bin jetzt 35 und kämpfe immer noch darum. Als Homosexuelle, als Lesbe haben wir auch nicht unbedingt einen Rückhalt in einer Gruppe, es sei denn, wir exponieren uns so kühn und kompromisslos wie die radikalen Lesben. Wir sind einsame Einzelkämpferinnen ein Leben lang und begehen wahrscheinlich eher Selbstmord, als uns zu organisieren und um Veränderung zu kämpfen.

Das hat sich eben zum Glück in den letzten 30 Jahren geändert und ich habe mich bemüht, an dieser Veränderung mitzuwirken.

Was ich heute über Sonja und mich zu erzählen habe, passt sehr gut zu diesem Thema. Nach dem bestandenen Rigorosum bekam ich erst einmal eine schwere Erkältung und lag zehn Tage im Bett. Für Anfang März hatte sich eine Journalistin vom Sonntagsblatt bei uns angesagt. Sie wollte Sonja für eine Portraitserie über naive Maler interviewen. Das immerhin war durch den neuen Kontakt zum Museum Breken zustande gekommen.

Kurz vor ihrem Besuch ging Sonjas Auto zu Bruch. Ein betrunkenere Stadstreicher war uns einfach quer vor das Auto gelaufen. Ich dachte, jetzt ist alles aus, aber Sonja konnte noch ausweichen und fuhr gegen einen Baum, so dass nur ihr Auto kaputt ging, der Stadstreicher aber nur leicht verletzt wurde. Wir alle drei, Sonja, der Stadstreicher und ich, wurden mit einem Unfallwagen ins Hafenkrankenhaus transportiert. Das Krankenhauspersonal war sehr lieb und aufmerksam zu Sonja. Den Stadstreicher, der immerhin als einziger wirklich verletzt war, behandelten sie mit kaum verhohlenen Abscheu. Sonja aber hatte Schuldgefühle, dass sie dem Mann eine Platzwunde am Kopf beigebracht hatte – außerdem die ganz normalen Schuldgefühle, die man als wohlsituerter Bürger einem Stadstreicher gegenüber hat. Wir wa-



ren hauptsächlich froh und dankbar, dass ihm nichts Ernsthaftes passiert war. An das Auto konnten wir erst ziemlich viel später denken. Aber als wir den ersten Schock verarbeitet hatten, waren wir doch sehr traurig über das kaputte Auto. Was sollte Sonja jetzt machen? Der Stadtstreicher war nicht versichert und Sonjas Versicherung kam für solche Schäden nicht auf. Die Reparatur des Autos sollte ungefähr 1500 Mark kosten, die wir natürlich nicht hatten.

Das also war etwa unsere Situation, als diese Journalistin zu dem Interview anrücken sollte. Ich dachte mir dazu, es macht sicher keinen guten Eindruck, wenn Sonja mit einer Frau zusammenlebt. Obwohl es mich brennend interessiert hätte, bei dem Interview stillschweigend dabeizusitzen, verschwand ich doch für zwei Stunden und trieb mich wie heimatlos in der Stadt herum. Als ich dachte, jetzt könnten sie ungefähr fertig sein, rief ich an, ob die Luft rein sei, und kehrte dann in meine Wohnung zurück. Ich hatte mich vorsorglich in das Bewusstsein dieser Journalistin hineinversetzt und konnte mich, Sonjas Lebensgefährtin, von daher nur noch als Makel auffassen, den man besser geheim hält.

Sonja erzählte mir dann alles brühwarm. Für ihre Malerei hatte sich die Journalistin kaum noch interessiert, als sie die Geschichte von dem Autounfall erfahren hatte. Das war doch etwas, was direkt zu Herzen ging. Arme gelähmte Frau, schuldlos in größte Existenznot geraten, in ihrer sowieso minimalen Bewegungsfreiheit auf den Nullpunkt reduziert. Sie malte das alles sehr schön aus in ihrem rührseligen Artikel. Sonja und ich waren sehr traurig und bitter, dass man sie als Künstlerin kaum ernst genommen hatte und dass ihr Schicksal nur als Nahrung für sensationslüsterne Tränendrüsen erhalten musste.

Aber wir waren in unserem Urteil zu scharf. Der Artikel hatte nämlich eine geradezu märchenhafte Wirkung, weil er eine gute Fee auf unser Unglück aufmerksam machte, die wir sonst nie erreicht hätten. Es war an einem Sonntagmorgen im März. Sonja lag im Bett, ich saß daneben und wir frühstückten, als das Telefon klingelte. Es meldete sich Frau Reemtsma (ich habe sie hier Frau Bille genannt, aber es war tatsächlich Frau Reemtsma) und fragte mich, ob sie Frau Sanders sprechen könnte. Ich gab Sonja den Hörer und hörte staunend mit, was sich da abspielte. Frau Reemtsma hatte den Artikel beim Frühstück gelesen und wollte nun gleich helfen. Sie war sehr knapp und sachlich und sagte bloß, Sonja sollte sich doch ein passendes neues Auto kaufen – und ihr die Rechnung schicken. So viel Güte und Großmut konnte Sonja kaum annehmen. Schließlich einigten die beiden sich darauf, dass Frau Reemtsma die Reparatur des alten Wagens bezahlen würde. Wir waren wie erlöst und tief bewegt und taten im Geiste sofort jener Journalistin Abbitte. Ohne ihre ergreifende Darstellung des Vorfalles hätten wir auch nicht diese Errettung erlebt.

Dies alles sind verschiedene Aspekte des Verstecks und der Erlebnisse, die wir damals damit hatten. Ich will kurz schauen, was ich noch zu dem Thema „Versteck“ sagen will ... Zum Thema „Versteck“ habe ich mich auch noch in dem Nachwort von *Berühmte Frauenpaare* geäußert. Daraus möchte ich einen ganz kurzen Teil vorlesen – „Heteror und Angst“:

Liebe und Partnerschaft zwischen Frauen bietet gegenüber der heterosexuellen Partnerschaft viele Vorteile: Nicht nur „mehr Charme“ und „schönere Haut“, wie es Simone de Beauvoir festgestellt hat, sondern auch mehr Vernunft, wenn nicht gar Verstand, wie wir es ja zum Beispiel in der PISA-Studie erkennen können, mehr „weibliche“ Einfühlung und Wärme, kein „eingebautes“ Machtgefälle, keine Verhütungsprobleme, weniger Frust bei der Aufteilung der Hausarbeit usw. Wohl aus diesem Grunde wird sie von patriarchalen Kräften, die ernsthaft um ihre Versorgungsbasis fürchten müssen, wenn Frauenpaare Schule machen, massiv bekämpft, hauptsächlich durch Totschweigen, d.h. flächendeckende Propaganda für die Hetero-Realität, und Verleumdung. Und so wird den Frauen, die sich theoretisch für das Modell erwärmen müssten (besonders angesichts wachsender Männergewalt gerade in Paarbeziehungen), der Preis zu hoch. Auch heute noch gilt die Liebe zwischen Frauen in vielen Teilen der Welt, besonders der islamischen, als todeswürdiges Verbrechen. In den Industrienationen gibt es zwar starke gesellschaftliche Bestrebungen, den Lesben (und Schwulen) ihre Bürgerrechte, etwa das Recht zur Eheschließung, nicht länger vorzuenthalten. Gegen diesen Liberalisierungsprozess arbeiten jedoch die Konservativen mit allen Mitteln. Und so haben wir einerseits seit 2001 in Deutschland ein relativ fortschrittliches Lebenspartnerschaftsgesetz, mit dem Deutschland den Abstand zu aufgeklärteren Ländern wie den skandinavischen oder Frankreich vermindert. Es gibt kaum eine Fernsehserie, in der Lesben und Schwule nicht ein interessantes dramatisches Gewürz zum heterosexuellen Einerlei beisteuern dürfen. Für Sichtbarkeit ist also gesorgt, die im Laufe der Zeit wahrscheinlich auch zu breiter Akzeptanz dieser „Lebensweise“ führen wird. Andererseits wird aber gerade in diesen Fernsehserien die Angst oft nur noch angeheizt. Neulich sah ich eine Folge des TV-Dauerbrenners „Law and Order“, gedreht im Jahre 2002. Die Täterin war eine junge Lesbe und Vorzeigeschülerin, die solche Angst vor einem unfreiwilligen Outing hatte, dass sie ihre weniger ängstliche Geliebte angriff, die dabei versehentlich zu Tode kam. Die vor Angst halb verrückte junge Lesbe hatte die Botschaft ihrer Umwelt begriffen und war überzeugt, dass ihre Eltern sie rausschmeißen und keine der Elite-Universitäten des Landes sie als geoutete Lesbe noch akzeptieren würde.

Oder nehmen wir den Fall der Sängerin B.S., die 2003 einen der begehrten Preise der Zeitschrift Gramophone bekam (die Initialen und persönlichen Daten wurden verändert). Am liebsten singt sie Lieder,



begleitet von „ihrer regulären Pianistin C.P.“. In einem populär gehaltenen Porträt³ heißt es sinngemäß weiter:

„Ihr ganzes Leben widmet sie dem Gesang, deshalb ist sie ‚single‘. Verliebt hat sie sich durchaus schon mal, sagt sie und schüttelt ihre schönen dunklen Locken. Aber die Möglichkeit, eine Familie zu gründen, ergab sich nicht. Ihre Familie sind die Kolleginnen und Kollegen, mit denen sie Musik macht.“

Und dann kommt, was kommen muss – was wir in solchen Zusammenhängen so oft zu lesen bekommen: „B.S. hält ihr Privatleben sorgfältig unter Verschluss. Wenn nötig, zieht sie sich in eines ihrer Verstecke zurück. Aber sie sagt, sie sei glücklich und ihre mitmenschlichen Beziehungen seien in Ordnung.“⁴

So wie B.S. hat auch Rachel Carson – die hier in dem Buch ebenfalls porträtiert wird, die berühmte Biologin und Verfasserin von „The Silent Spring“ („Der stumme Frühling“) – die leidigen Interviewfragen nach dem Mann in ihrem Leben abgewimmelt: Sie sei mit ihrem Beruf so ausgelastet, dass für die Ehe keine Zeit bleibe. Im Falle B.S. mag das ja durchaus stimmen – aber das Interview bringt sämtliche Standardhinweise auf eine vor der Öffentlichkeit geheim gehaltene lesbische Lebensweise auf einmal:

Die Heldin im Rampenlicht ist nicht verheiratet, hat auch keinen männlichen Partner, ist trotzdem mit ihrem Privatleben zufrieden, das sie aber „streng geheim hält“. Außerdem geistert da noch eine Frau im Hintergrund herum.

Als Lesbe und Lesbenforscherin vermute ich, dass B.S. und die Pianistin C.P. nicht nur beruflich Partnerinnen sind. Im übrigen soll der obige Text über das geheim gehaltene Privatleben auch genau das andeuten und so dem Leser einen netten Kitzel bieten. B.S. wird „bloßgestellt“, indem tadelnd auf ihre Geheimnistuerei hingewiesen wird. Was hätte sie auch geheim zu halten – wenn nicht irgendwelchen Schweinkram??

Wenn B.S. und C.P. ein Heteropärchen wären, würde gerade dies gefeiert wie bei den Paaren du Pré und Barenboim, Fischer-Dieskau und Varady, Sutherland und Bonyngé und wie sie alle heißen. Über das Paar Benjamin Britten und Peter Pears aber durfte immer nur gemunkelt werden.

Inzwischen wird über Britten und Pears ganz offen geredet; eine Biographie, die von ihrer Lebensgemeinschaft absähe, würde als misslungen gelten, weil ihre Partnerschaft ihr Leben von Grund auf beeinflusste in jedem seiner Aspekte, künstlerisch und menschlich. Mit anderen Worten: Lesben und Schwule müssen erst sterben, bevor ihnen ein richtiges Leben gegönnt wird – ja, ironischerweise seitens der Kritik von

den BiographInnen geradezu eingeklagt wird. Was ich denn unter einem „richtigen Leben“ verstünde, fragte mich eine Heterofreundin, als sie dies las. Sie hätte schon immer gerne wissen wollen, wie man richtig lebt. Ich teilte ihr mit, für mich gehöre zu einem richtigen Leben Liebe und Arbeit, beides frei und stolz und offen gelebt. Lesben und Schwule aber müssten oft wegen des Heterrors ihre Liebe verstecken (meist hinter der Arbeit, die ihnen angeblich „keine Zeit für die Liebe lässt“). Kurz, für viele Lesben und Schwule ist das Leben ein neurotisierender Krampf und entwürdigender Eiertanz.

Ich finde, Lesben sollten so offen leben wie möglich – im eigenen Interesse und im Interesse aller anderen, ob homo- oder heterosexuell. Ich bin grundsätzlich gegen Märtyrerintum – aber eine Lesbe, die es sich emotional und finanziell leisten kann, offen zu leben, sollte es tun, denn Vorurteile werden am besten durch „die Macht des Faktischen“ widerlegt.

Soweit also Ausführungen zum Thema „Versteck“. Auf meiner Website habe ich eine Liste „Frauenbeziehungen“ angelegt. Ich arbeite jetzt seit 25 Jahren über Frauenbiographien. Da sind mir natürlich auch sehr viele Lesben untergekommen. Jede, die sich dafür interessiert, kann in der Datenbank nachschauen, kann „Frauenbeziehungen“ anklicken und dann kommen 250 bedeutende Lesben hervor. Die Datenbank erlaubt beispielsweise auch Fragestellungen wie „Lesben, die Autobiographien geschrieben haben und außerdem Sängerinnen waren“ etc. Es lohnt sich, dort zu stöbern.

Ich habe versucht, dort unsere Vergangenheit ein bisschen aufzuarbeiten, wie auch mit diesem Buch hier und den Kalendern, die ich seit 20 Jahren mache. Es ist auch an ein gemischtes Publikum gerichtet, aber es ist immer eine gehörige Dosis Lesben untergemischt. Diese Biographien unterscheiden sich von den gängigen dadurch, dass dieses Faktum genauso ernst genommen wird wie jedes andere biographische Faktum, während es sonst häufig diskret verschwiegen wird.

Jetzt komme ich zum Thema „Sprache“. In diesem Buch bin ich wieder nach meiner bewährten Strategie vorgegangen: Die meisten Leute kaufen das Buch – es heißt *Die Frau ist nicht der Rede wert* –, weil sie Interesse an feministischer Sprachkritik haben. Was sie aber bekommen, ist ein Buch, das sich ungefähr zur Hälfte mit Queer-Theory, mit Sprache und Homophobie und solchen Fragestellungen beschäftigt.

Daraus möchte ich einen Teil vorlesen, der wichtig ist. Ich habe da diese unsägliche Diskussion im Bundestag aufgearbeitet, ob der Terminus „Lesbe“ – also die beiden Wörter „Lesbe“ und „schwul“ – in den Verlautbarungen des Bundestages vorkommen dürfen – im Jahr 1988. Es wurde eine Eingabe der Grünen abgelehnt, weil darin von Lesben und

Schwulen die Rede war. Ich habe das Ganze theoretisch untersucht. Ich kann das hier nicht vortragen, auch nicht gekürzt, aber ein bestimmter Teil ist mir wichtig und zwar der, wo ich darüber rede, inwiefern Homosexualität auch ein Sprachproblem ist.

Ich wollte schon 1978 meine Antrittsvorlesung über das Thema halten: „Verschweigen, verschleiern, verschlüsseln – Sprache und Homosexualität“. Das ist ein unglaublich spannendes Thema, theoretisch und auch politisch. Aber ich konnte mir das damals nicht leisten, das wäre wirklich beruflicher Selbstmord gewesen. Ich habe dann in diesem Buch einen Teil des Themas abgearbeitet.

Inwiefern ist Homosexualität auch ein Sprachproblem?

Homosexuelles Stigma-Management ist weitgehend Informationsmanagement

Da Homosexuelle in homophobischen Gesellschaften geächtet sind und verfolgt werden⁵ und, anders als etwa Schwarze in einer Mehrheit von Weißen, ihr Stigma auch verbergen können, leben die meisten im Versteck, hinter einer Fassade der größtmöglichen Unauffälligkeit/ Angepasstheit.⁶ Aus der Diskrepanz zwischen subjektiver schwuler oder lesbischer Wirklichkeit und vorgetäuschter bürgerlicher „Normalität“ ergeben sich vielfältige Informations- und Kodierungsprobleme im Alltag – also: Sprachprobleme. Ob ich es will oder nicht, meine Mitmenschen gehen davon aus, dass ich heterosexuell bin, solange ich nichts anderes mitteile und mich „unauffällig“ oder „normal“ benehme. Ich selbst gehe übrigens ebenfalls davon aus, dass meine Mitmenschen heterosexuell sind, solange sie mir nichts anderes zu verstehen geben.

Wie gebe ich mich als Lesbe oder Schwuler in der HPG – das ist die homophobische Gesellschaft – einer Frau oder einem Mann zu erkennen, von denen ich nur vermute, dass sie ebenfalls lesbisch oder schwul sind? Hier ein Beispiel (von einem amerikanischen Theoretiker namens Markus):

Wir begannen den Andeutungsprozeß, der gewöhnlich zwei bis drei Briefe beanspruchte. Man deutete etwas an, indem man etwa sagte, man interessiere sich für Philosophie, Gedichte und Biographien, aber nicht für Sport, außer vielleicht Gehen und Schwimmen. Man konnte auch Tennis, Tischtennis oder Minigolf erwähnen. Und dann erwähnte man einige neuere Biographien oder Dichter, die man so gelesen hatte. Man fing nicht gleich mit Wilde oder Whitman an, aber Bacon oder andere, die nicht so speziell festgelegt waren, konnte man schon erwähnen. Und schließlich sprach man „es“ an. (Marcus 1993:46)

Das Sprechen über Homosexualität ist kein normaler Sprechakt

Abwehrstrategien gegen den Verdacht der Homosexualität

Eigentlich spricht man ja „darüber“ am besten überhaupt nicht. Und wenn man „darüber“ spricht, läuft man Gefahr, sich zu verraten und, ob zu Recht oder Unrecht, als lesbisch oder schwul angesehen zu werden. Denn da „darüber“ nicht geradeheraus gesprochen werden kann wie über andere Themen, kommt das Sprechen über Homosexualität – auch ohne reguläres „Bekenntnis“ – bereits einem Bekenntnis gleich, denn der „normale Mensch“ hat ja gar kein Bedürfnis, kein Interesse und keinen Anlass, „darüber“ zu sprechen.⁷

Komme ich dennoch in die Verlegenheit, Homo- oder Heterosexualität thematisieren zu müssen, so muss ich in der HPG, um meinem Publikum keine unliebsamen Schlüsse naheulegen, geeignete Vorkehrungen treffen. Ich muss mich von der Homosexualität überzeugend distanzieren und meine Heterosexualität dezent unter Beweis stellen. Die vulgäre Art der Distanzierung ist die Beschimpfung oder sonstige Herabsetzung der Homosexualität und der Lesben und Schwulen, an der sich oft sogar Lesben und Schwule selbst beteiligen, um nicht entlarvt zu werden. Die HPG hat ein wirkungsvolles Beschimpfungsvokabular für Schwule und Lesben entwickelt. Die feinere Art der Distanzierung – die der Bundestag in unserem „Streit um Worte“ mit allen Mitteln gewahrt sehen will – ist die Benutzung eines Fachvokabulars.

Der Bundestag wollte diese Eingabe nur zulassen, wenn statt Lesbe „Lesbierin“ und statt Schwuler „Homosexueller“ gesagt würde, wobei das linguistisch Unsinn ist, da Lesben ja auch Homosexuelle sind.

Sogar wenn ich nur das Wort heterosexuell verwende, mache ich mich des Lesbischseins verdächtig, riskiere ich ein ungewolltes Coming Out.⁸ Denn der „normale Mensch“ in der HPG hat keinen Anlass, Heterosexualität zu thematisieren. Sexualität ja, aber Heterosexualität ergibt nur dann als Thema einen Sinn, wenn ich zugleich Homosexualität im Sinn habe. Und wie könnte ich das, wenn ich nicht selber ---? Undsoweiter.

Was für eine Art Sprechakt ist dann meine Verwendung des Wortes heterosexuell? Wie spreche ich über Homosexualität, ohne die „eindeutigen“ Wörter schwul, lesbisch, homosexuell etc. zu verwenden? Hier ein Beispiel – Jim Kepner berichtet, unter welchen Bedingungen er in den fünfziger Jahren für das Schwulenmagazin One recherchierte:

Man konnte die meisten Zeitungen jahrelang lesen, ohne irgendwelche Nachrichten über Schwule zu finden, es sei denn, man verstand zwischen den Zeilen zu lesen. Sie schrieben vielleicht nicht von einer Razzia in einer schwulen Bar, aber von „einem Haus mit schlechtem Ruf“. Und wenn mehrere Männer verhaftet wurden und von Frauen dabei



keine Rede war, konnte man davon ausgehen, dass es sich nicht um ein Bordell handelte. In dem Artikel hieß es vielleicht auch, dass ein Mann „auf weibliche Art“ gekleidet war. Wenn das Time Magazine das Thema erwähnte, benutzten sie gewöhnlich Wörter wie „zwitterhaft“ (*epicene*), um jemanden zu beschreiben. Wenn sie – mit zugehaltener Nase – Tennessee Williams oder Carson McCullers rezensierten, benutzten sie den Ausdruck „dekadent“. Nach solchen Wörtern hielt man Ausschau und las dann die ganze Sache genau. Und dann fing man an zu recherchieren. Ich schrieb dann zum Beispiel einem unserer Abonnenten aus der Gegend, wo die Geschichte sich abgespielt hatte, und fragte ihn: „Ist das eine schwule Geschichte?“ (Marcus 1993:51)

Der erzwungene Exhibitionismus beim Coming Out

Viele Lesben und Schwule machen die niederschmetternde Erfahrung, dass ihr heroisches Coming Out von den anderen trivialisiert und verkehrt wird zu einem Akt unerwünschter, peinlicher Vertraulichkeit oder gar exhibitionistischer Belästigung. Wie oft hören wir Reaktionen folgender Art: „Warum erzählst du mir das? Was du im Bett machst, ist doch deine Privatsache, interessiert doch sowieso niemanden. Ich belästige dich doch auch nicht mit meinen Bettgeschichten.“ Man wirft uns vor, wir „gingen mit unserer ‚Sexualität‘ hausieren“, auf Englisch: „we are flaunting our sexuality“.

Um auf gleicher Ebene zu reagieren, müssten wir auf einen Satz wie „Darf ich Ihnen meine Frau vorstellen?“ leichthin sagen: „Ach lassen Sie nur. Was Sie im Bett machen, ist doch Ihre Privatsache.“

(Lautes Gelächter)

Die ganz ungewöhnlichen Bedingungen des Sprechakts „Coming Out“ werden von den Nichtbetroffenen, den Heterosexuellen, in der Regel nicht verstanden. Vor allem wird übersehen, dass es sich nicht um eine unnötige, „unmotivierte“ und daher peinlich aufdringliche Mitteilung über meinen „Intimbereich“ handelt, sondern um eine notwendige Korrektur irriger Annahmen über meine Identität. Da alle meine Mitmenschen dieselben irrigen Annahmen über mich hegen, solange ich sie nicht korrigiere, muss ich bei jeder neuen Begegnung entscheiden, ob sich die Quälerei des Coming Out lohnt.

Zum Teil liegt die Missinterpretation auch an dem hybriden Wort homosexuell und seinen Ableitungen selbst mitsamt seinen Problemen der Polysemie. Homosexuell von griechisch *homoios* ‚gleich‘ und lateinisch *sexus* ‚Geschlecht‘ (also wirklich hybride, aus zwei Sprachen) bedeutet eigentlich: ‚Angehörigen des gleichen bzw. eigenen Geschlechts zugeneigt‘. Von Sexualität ist also eigentlich keine Rede, nur von den beiden Geschlechtern. In der deutschen Umgangssprache ist



aber das Wort sexuell weniger assoziiert mit den beiden Geschlechtern als vielmehr mit genitaler Sexualität.

Sexualität ist aber in unserer Kultur tabu. Die meisten tun „es“ zwar gerne und denken viel daran, aber das Reden darüber unterliegt vielfältigen Beschränkungen. Ein Code der Umschreibungen hat sich herausgebildet.

Da angenommen wird, dass der Mensch heterosexuell ist, es sei denn, das Gegenteil stellt sich heraus, braucht über die Sexualität der Heterosexuellen weiter kein Wort verloren zu werden.

Die peinliche Assoziation des Fickens, um einmal einen „schockierend bildhaften“ Ausdruck zu gebrauchen, kommt daher im Alltag nicht auf, wenn von Menschen-Kategorien die Rede ist, sogar dann nicht, wenn, wie in toleranten Gesellschaften zunehmend üblich, Heterosexualität thematisiert und nicht einfach vorausgesetzt wird. Nur bei der Kategorie homosexuell denken alle an Sex, obendrein an „widernatürliche“ Geschlechtsakte wie Anal- oder Oralverkehr.

Lesben und Schwule, die nur ihre Identität klarstellen wollen, sehen sich daher zu einem exhibitionistischen Akt gezwungen. Wenn sie politisch verantwortlich handeln und aus ihrem Versteck herauskommen wollen, müssen sie sich bloßstellen. Diese unselige Kopplung des einen an das andere ist für Außenstehende/Heterosexuelle schwerlich nachvollziehbar. (...)

Ausblick

Eine der wichtigsten Entwicklungen im Bereich des Komplexes „Sprache und Homophobie“ scheint mir der immer häufiger werdende Gebrauch des Wortes heterosexuell, bedingt wohl hauptsächlich durch den Aids-Diskurs. Das ist – trotz der Tragik des Anlasses – für Lesben und Schwule eine positive Entwicklung. Der Idealzustand, die einleitend angesprochene emanzipierte Gesellschaft, ist diesbezüglich verwirklicht, wenn nicht nur Homosexuelle ihr Coming Out machen müssen, sondern auch Hetero-, Bi-, Trans- und Asexuelle und was es noch für „Bindestrich-Sexualitäten“ geben mag. Kurz, wenn die Kategorie „sexuelle Orientierung“ etwa den Status der Kategorie „Religionszugehörigkeit“ in einer multikulturellen Gesellschaft erreicht hat: Es ist nicht gleichgültig, welcher Religion/Präferenzgruppe eine angehört, es ist aber keine bestimmte Religion, keine Religionszugehörigkeit und keine Gender-Präferenz vorgeschrieben, und daher ist Religionszugehörigkeit/Gender-Präferenz auch nicht festgelegt und vorhersagbar, zumal die Gender-Präferenz auch wie die Religion gewechselt werden kann.

Über das Thema Sprache, Lesben und Schwule bleibt noch viel zu sagen. Interessierte verweise ich auf mein Buchprojekt Sprache andersrum. Für Hinweise und Kritik bin ich immer dankbar.

Nachschlag

Eine vorläufige Fassung dieses Aufsatzes bot ich im Dezember 1993 der Zeitschrift Das Plateau zum Druck an, nachdem man sich sehr bemüht hatte, mich als Autorin des Hauptbeitrags – über ein Thema meiner Wahl – für eine der nächsten Ausgaben zu gewinnen. Das Plateau, so hieß es in dem Einladungsschreiben, „will ... eigenständige Standpunkte und Entwürfe präsentieren, will Auslöser sein für neue Wahrnehmungen.“ Und man garantierte „sorgfältigsten Druck, feinstes Papier, einen schön gestalteten Rahmen und einen anspruchsvollen Leserkreis“. Meine Abhandlung über schmutzige Wörter und Schwulitäten auf feinstem Papier – das fand ich apart, deshalb sagte ich zu.

Lange Zeit hörte ich nichts von den Herausgebern und hatte die Sache schon fast vergessen, da bekam ich mein Paper zurück mit einer höflichen Absage. Der Entschluss sei ihnen nicht leicht gefallen, aber der zeitliche Abstand zwischen den Vorgängen, die ich analysierte und dem möglichen Erscheinungstermin wäre allzu groß – auch wenn das Thema selbst mit Sicherheit noch aktuell sei und wohl weiterhin bleiben werde. In jedem Fall aber danke man mir für das Vertrauen, das ich ihnen entgegengebracht hätte.

Wohl selten wurde der Inhalt eines Artikels durch ein Ablehnungsschreiben so schön bestätigt. Gossenausdrücke wie Lesben und Schwule gehören nicht ins Hohe Haus und ein Aufsatz über Lesben und Schwule gehört nicht auf das „Plateau“ erhoben, hier nicht und noch nicht. Aber das kann man nicht offen sagen, deshalb nennt man einen anderen Grund. Allzu viel Mühe muss man sich mit der Begründung aber auch wieder nicht geben. Plausibel muss sie nicht sein, nur den wahren Grund irgendwie verdecken helfen.

Hätte ich den Herren einen Beitrag über feministische Metaphertheorie, Bachmanns Libretti oder über sonstwas Ordentliches geschickt, hätten sie ihn vielleicht auch abgelehnt. Aber sie hätten mir nicht so einfühlsam für mein Vertrauen gedankt.

Denn das Schreiben über Homosexualität kommt einem Coming Out gleich. Weshalb es denn auch meistens vermieden wurde und wird. Aber das Klima erwärmt sich langsam, sogar in Deutschland. Dennoch – dieser Aufsatz erschien nicht zufällig zuerst in den USA.

Soviel zum Thema Sprache, da gibt es natürlich endlos viel darüber zu sagen.

Nachdem wir nun durch ein Jammertal geschritten sind, soll es lustiger werden. Diese beiden Seiten, die ich da oft in einer Person verbinde, sollen beide zu Tage treten – jetzt kommt also die lustige Seite. Ich hatte überhaupt das Gefühl, dass ich all das Schwierige nur ausgehalten habe, indem ich auch die komischen Seiten dabei gesehen habe.

Jetzt komme ich zu dem spannenden Thema „Sexualität“. Ich habe die Website www.FemBio.org., die sich aus feministischer Forschung und Biographieforschung zusammensetzt.

Dort sind auch seit dem Sommer meine neuesten Glossen zu finden. Übrigens feiere ich im Jahr 2007 ein Jubiläum – „25 Jahre Glossen“ – und ich will versuchen, den Verlag zu überreden, eine Jubiläumsausgabe herauszugeben.

Es gibt eine Glosse, die habe ich auch in der *Emma* veröffentlicht – die *Emma* hat sie von mir angefordert – über das „L-Word“. Bevor ich die Glosse vortrage, lese ich aber die Reaktion einer Leserin vor, die sich dazu geäußert hat. Hier kommt das Thema Alter/Sexualität sehr schön vor. Die Leserin schreibt:

Liebe Luise F. Pusch,

nachdem ich vor einigen Tagen Ihren Artikel „Die doppeldeutige LMessage“ gelesen habe, muss ich Ihnen einfach schreiben, dass er mich zu gleichen Teilen verärgert, aber auch traurig gemacht und erstaunt hat.

Erstaunt insofern, dass ich von einer Frau wie Ihnen, einer Frau, die reif und gebildet ist, diese Art von Verurteilung nicht erwartet hätte. Ich habe in der Vergangenheit zwei Ihrer Bücher gelesen, von denen ich sehr angetan war, und irgendwie hatte ich ein Bild von Ihnen als einer offenen und liberalen Frau vor Augen. Die Frau, die sich in Ihrem Artikel präsentiert, ist ganz anders, die wirkt arrogant und voreingenommen. Oder irre ich da? Wie anders als durch Voreingenommenheit könnte ich mir Ihr vernichtendes Urteil erklären, wo Sie doch nur den Pilotfilm zur Serie L-Word gesehen haben? Ich selber habe vor zwei Jahren die erste Staffel aus dem Urlaub mitgebracht und muss gestehen, dass mir die Serie sehr gut gefiel. Zumindest gut genug, um sie lobend in meiner Kolumne zu erwähnen, als ich ein Special über lesbische Filme und Literatur schrieb. Sicher, L-Word ist weit davon entfernt, „Aimee & Jaguar“, „Girls don't cry“ oder „The incredible story of two girls in love“ in Serienformat zu sein, aber sie ist zeitgemäß und offeriert eine ganze Palette von Problemen und Situationen, mit denen junge Menschen konfrontiert werden. Mir persönlich liegt besonders die Figur der Jenny Scheckter am Herzen. Jenny ist in der Serie eine bisexuelle und jüdische Schriftstellerin, die ihre Arbeit nutzt, um so ihre Ängste, ihre Unsicherheit im Umgang mit ihrer Sexualität und das Holocaust-Trauma ihrer Familie zu verarbeiten. Aber auch sonst gibt es neben „softpornoesken“ Liebesszenen einiges an Tiefgang in der Serie. Eben jene erotischen Elemente sind es ja, die Sie, Frau Pusch, besonders zu stören scheinen. Es liegt mir fern, Sie als alt zu bezeichnen, aber Sie können ein Produkt wie The L-Word nicht mit den Augen einer Zweiundsechzigjährigen beurteilen, die in ganz anderen Zeiten und

mit ganz anderen moralischen Werten aufgewachsen ist. Ich kenne einige Lesben im Alter zwischen neunzehn und Ende dreißig, die sich von L-Word gut repräsentiert sehen, einfach, weil es eine Gruppe von Menschen gibt, deren Leben so ist, wie es in dieser Serie dargestellt wird.

Ich hatte beim Lesen Ihres Artikels das Gefühl, dass Sie diesen Lebensstil verurteilen, weil es nicht Ihr eigener ist und weil er Ihre romantische Sicht auf die Sexualität und die Liebe verletzt. Ich kann das gut nachvollziehen, auch ich bin bisweilen ein Romantiker, aber junge Menschen lieben nicht nur, sondern (salopp gesagt) sie feiern und sie ficken auch. Und da kommen wir zu dem Punkt, der mich so traurig macht, denn in dem Moment, in dem Sie The L-Word verurteilen, gehen Sie mit der Sense durch die eigenen Reihen. In unserer Gesellschaft wird der lesbischen Frau das Recht auf einen Platz im Alltag und auf eine gefestigte sexuelle Identität immer noch verwehrt und ignoriert, da sollte eine Serie wie L-Word nicht vom eigenen „Team“ angegriffen werden, denn immerhin ist sie größtenteils ein Produkt von lesbischen Frauen für lesbische Frauen und deren Freunde.

Frau Pusch, als ich diesen Brief begann, war ich einfach nur verärgert und wollte Ihnen meine Meinung servieren, aber nun möchte ich Sie nur bitten, ein bisschen offener zu sein und Ihren Blickwinkel auf The L-Word und die darin porträtierte Generation ein wenig zu überdenken und vielleicht auch etwas milder zu gestalten.

Nebenbei, als ich das erste Mal das Cover von The L-Word sah, dachte ich weder an L-iberal noch an L-esbe, sondern an L-iebe. Und die ist ja bekanntlich das Einzige, was zählt.

Mit freundlichen Grüßen

Xxx

Ich habe ihr auf ihren Brief geantwortet:

Liebe xxx,

vielen Dank für Ihren langen Brief, der mich nachdenklich gemacht hat.

Ich denke, dass auch das lesbische „Team“, die lesbische Community Vielstimmigkeit braucht und verträgt. Es freut mich, dass Sie Spaß an der Serie haben – die Reaktion kannte ich ja auch von Lesben und Nichtlesben aus den USA schon. Aber das bedeutet doch nicht, dass mir die Serie auch gefallen muss.

Was mich an dem Pilotfilm so gestört hat, war weniger der Sex an sich (das vermuten Sie ja), als vielmehr die offensichtliche Kommerzialisierung desselben. Zumindest in der Pilotsendung war – eben wie in ei-

nem Pornofilm – fast jeder Twist des Plot leicht als bloßer Anlass zur Zurschaustellung schöner nackter Frauen und Männer erkennbar. Etwas für Voyeure – und dazu ist mir unsere Community einfach zu schade. Und für weitere aufmerksame Erkundung der Serie war mir dann einfach meine Zeit zu schade. Mein Emma-Artikel war ja auch nicht als Rezension der Serie gemeint, sondern als Kommentar – er war klar erkennbar als Kommentar zum Pilotfilm. Und Positiveres konnte ich zu dem Pilotfilm einfach nicht sagen.

Übrigens habe ich viele Reaktionen auf meinen Text bekommen – Ihrer war der erste kritische bis negative. Die anderen hatten mehr den Tenor: „Endlich sagt mal eine was gegen diesen üblen Ausverkauf lesbischer Interessen an die voyeuristische Mehrheit“. Viele, die heimlich dieser Meinung waren, hatten sich anscheinend nicht getraut zu protestieren, eben weil wir so dankbar sein müssen, wenn das Thema mal an die Öffentlichkeit kommt – egal wie. Das eben mochte ich nicht einsehen. (...)

Herzlich

Luise F. Pusch

Damit ihr versteht, was diesen Briefwechsel ausgelöst hat, kommt jetzt die „L-Word“-Glosse – sie steht immer noch auf meiner Website, kann also nachgelesen werden.

Danach lese ich noch eine kurze Betrachtung zum Thema „Sexualität“ aus dem Krug & Schadenberg- Verlag vor. Die Glosse heißt „A whole new world of intimacy“ und findet sich in dem von Ulrike Janz herausgegebenen Buch Verwandlungen – Lesben und die Wechseljahre.

Danach werden wir beim Thema „Alter“ oder „Älterwerden“ angekommen sein – und auch hier habe ich einige Glossen – eine von ihnen ist „In alter Frische“. Das Thema „Lesben“ kommt darin wie immer bei mir vor, steht aber nicht so im Zentrum. Das erste Mal, als ich darüber geschrieben habe, das war glaube ich für die Emma.

Die vorletzte Glosse widmet sich dem Älterwerden und verspricht sportliche Einblicke – „Im Fitness-Studio“. Zu guter Letzt möchte ich euch mit „Schöner altern“ ein paar Tipps mit in die Zeit nach diesem Wochenendegeben.

Doch nun die Glossen.

The L-Word / Das L-Wort

Ab 30. Mai will ProSieben auch das deutsche Fernsehpublikum mit der „L-Word-Serie“ beglücken, höre ich. Sie handelt von Liebeslust und -leid einer Gruppe von schicken jungen Lesben in L.A. und Hollywood. Ein paar hetero- oder bisexuell verstörte, aber ebenfalls betörend schöne junge Menschen komplettieren das Geschehen. War schon „Sex and the City“ ein Superhit, wie umwerfend wird dann erst „Lesbian Sex and the City“ sein, mögen die Produzenten gedacht haben. Oder sind es Produzentinnen? Egal.

Sex sells, lesbian sex natürlich erst recht, aber so direkt darf man das noch immer nicht sagen, deshalb wurde „lesbian“ als „L-Word“ kodiert, Abkürzung für jenes schrecklich-schöne, unaussprechbare Wort eben, das mit „L“ anfängt.

Und „Sex“ konnte man sich auch sparen, denn „lesbisch“ ist ja sowieso der Inbegriff von Sex, wie jedermann weiß.

Anfang der 80er Jahre kam das Buch L. Liebe von Sonja Lasserre im Berliner Sudelbuchverlag heraus – eine frühe, allerdings eher europäischmorbide Vorläuferin der strikt lebensfrohen „L-Word“-Serie: Auch bei diesem Titel hatte das Wort „lesbisch“ es noch nicht bis zur Deutlichkeit geschafft, sondern verharrte verschämt in der L-Andeutung.

Apropos Andeutung: Ursprünglich dachte in den USA bei „L-Word“ niemand an „lesbian“, es bezog sich vielmehr auf „liberal“, die amerikanische Variante von „politisch links“. Es ist so anrühlich, links/liberal zu sein, dass man das Wort gar nicht mehr ausspricht, sondern nur noch andeutet.

So ist der Titel „The L-Word“ eine Anspielung auf beides: Die MacherInnen nehmen die Makelnamen „liberal“ und „lesbisch“ in einem Aufwasch auf sich und kehren sie um gegen die SpießberInnen im Bushland, bekennen sich als pro-lesbisch, pro-liberal, freisinnig, modern.

So hatten Joey und ich es von jüngeren Lesben und L-Word-Fans auch vernommen, vor etwa zwei Jahren in Boston. Da unser Kabelprogramm nur mini ist (was sollen wir auch mit dem ganzen Schrott), konnten wir die Serie nicht direkt empfangen. Also haben wir uns die erste Staffel auf DVD ausgeliehen. Wir schafften aber nur die Pilotsendung, den Rest haben wir uns geschenkt.

Eindeutig war das ein Softporno. Die Handlung war nur ein Vorwand, um schöne junge Menschen im permanenten Vorspiel, Liebesspiel und gelegentlichen Liebesrausch zu zeigen. Oder ging es mehr darum, ihre hochelegante Reizwäsche (L wie Lingerie?) vorzuführen?

Nachzuempfinden sind diese unsere Eindrücke auch mittels der Webseite www.thelwordonline.com. Die jungen Schauspielerinnen, alle irgendwie gleich aussehend, tragen alle ihre L-Uniform: schöne fließende Satinunterwäsche in dezenten Schattierungen, alles mehr oder weniger hautfarben. Die paar Männer dagegen meist im Smoking, aber das Hemd ist schon mal aufgeknöpft bis fast auf den Bauchnabel, außerdem hängt es teilweise schon aus der verrutschten Hose. Also gleich geht's weiter, signalisieren sie, gleich geht's wirklich zur Sache, nicht weggehen, nicht rumzappen hier!

Wir hatten die DVD wieder entsorgt, da ereilte uns „The L-Word“ noch einmal, diesmal auf fünf oder noch mehr DVDs. Joeys Schwester hatte sie von ihrem Trip nach Asien mitgebracht. In Singapur oder Hongkong hatte sie Hunderte von DVDs eingekauft, Raubkopien für einen Dollar pro Stück. Ein unwiderstehlicher Preis. Und wir hatten nun sämtliche Folgen von „The L-Word“ als Mitbringsel abbekommen. Susie ist zwar selbst stockhetero, aber sehr „supportive“, unterstützend. Sie nimmt ihre L-Schwester samt ihrer deutschen L-Schwägerin ganz locker, das konnte sie mit diesem massiven L-Geschenk auch mal wieder unter Beweis stellen.

Das einzige, was wir behalten hatten vom Erstkontakt mit der Serie war eben ihr Softporno-Charakter. Das sagten wir aber Susie natürlich nicht, sondern bedankten uns begeistert und versprachen, uns alles bald reinzuziehen und Bericht zu erstatten. Um nun unserem Versprechen nachzukommen, schauten wir uns die Pilotsendung noch einmal an. Sie wurde beim zweiten Mal nicht besser. Ich zog mich nach einer halben Stunde zurück, um weiter an meinem neuen L-Buch „Die Venus wird immer dicker“ zu arbeiten. Darin geht es um das aufregende Leben von Lesben ab 60. Sex und andere Leibesübungen kommen auch vor, immerhin geht es um die ewige Frage „Wie hält frau sich selbst bei Laune?“ Aber die Unterwäsche ist klassische Baumwolle im fröhlichen Blümchenmuster aus der Fünferpackung von Woolworth.

Nach zwei Stunden emsigen L-Dichtens schaute ich nach meiner LGefährtin, die vor dem Fernseher eingeschlafen war. Auf dem Bildschirm kopulierten wieder zwei sehr schicke, hauchdünne Lesben, wild und sinnlich.

Joey sah auch sehr sinnlich aus mit ihren rosigen Bäckchen. Aber statt mich nun gleich gierig auf sie zu stürzen, ließ ich sie schlummern und nahm nach Retro-Lesbenart ein gutes Buch zur Hand, vielleicht die L- Liebesbriefe zwischen Rachel Carson und Dorothy Freeman aus den prüden fünfziger Jahren. Über ihre Unterwäsche verlieren sie kein einziges Wort, auch treten sie nur im korrekten Schneiderkostüm auf. Trotzdem: Sehr anregend.

A whole new world of intimacy

„Kommt die Frau in die Wechseljahre, wird sie gewechselt“, so lautet ein „Aphorismus“ des tschechisch-deutschen Schriftstellers Gabriel Laub, den man in den siebziger Jahren noch geistreich fand.

Aus männlicher Sicht sind also die Wechseljahre ein Verhängnis, und es wundert nicht, dass viele Frauen, besonders Heterofrauen, diese Sicht übernommen haben. Für Lesben sieht die Sache allerdings in der Regel (frau beachte das geistreiche Wortspiel) ganz anders aus.

Bei mir dauerte es fast 30 Jahre, bis der Ärger mit „den Tagen“ endlich vorbei war. Sie befielen mich, als ich knapp zwölf war, ab 37 kamen sie unregelmäßiger und mit 41 war ich sie los. Während dieser drei Jahrzehnte haben sie mich nie besonders geplagt, ich achtete kaum auf sie, führte keinen Monatskalender wie meine Freundinnen, meist wurde ich von ihnen überrascht. Eine Freude war es nicht, aber auch keine Katastrophe wie bei einer Freundin, die jeden Monat fast eine ganze Woche krank und schmerzverkrümmt zu Hause verbringen musste. Die Krämpfe waren so höllisch, dass sie sich die Gebärmutter herausoperieren lassen wollte. Aber die Frauenärzte taten ihr den Gefallen nicht. Sie sei erst 32, und vielleicht wolle sie ja später noch ein Kind haben, nein, es sei ihnen leider gesetzlich untersagt, einer gesunden Frau die Gebärmutter herauszunehmen.

Meine Freundin tobte – es hat ihr aber nichts genützt.

Als meine Regel mit 37 öfter mal aussetzte, rief ich meine Mutter an, mit der ich mich gerade im vierten Jahr einer Funkstille befand, die ich uns verordnet hatte. Ich verzieh ihr nicht, dass sie mich in meinem harten, verfolgten Lesbendasein nicht besser unterstützte und stattdessen von mir verlangte, ich sollte endlich ein normales Leben führen. Aber ich erinnerte mich vage, dass ihre Menstruation sich relativ früh verabschiedet hatte. Und bevor ich mich nun zum Frauenarzt aufmachte, der mir verhasst war (damals, 1981, gab es in meiner Stadt keine Frauenärztin), rief ich sie doch lieber mal an von Frau zu Frau, ob ich mir Sorgen machen müsste, oder ob das in der Familie läge.

Sie freute sich mächtig über mein plötzliches Friedensangebot und schon redeten wir von Frau zu Frau, als wäre nie was vorgefallen. „Geh bloß nicht zum Arzt (das war schon immer ihre Philosophie, und damit ist sie immerhin bei recht guter Gesundheit 85 Jahre alt geworden). Bei mir wurden die Blutungen mit 40 weniger, und mit 41 war Schluss“.

So ähnlich war es dann auch bei mir.

Sonst gibt es über meine Wechseljahre nicht viel zu sagen. Den Stuss mit der Hormonersatztherapie habe ich mir nicht angezogen, obwohl meine Freundinnen mich ständig warnten und ermahnten. Irgendwie konnte ich mir nicht vorstellen, dass Mutter Natur mich ab 41 krankmachen wollte, zumal ich mich rundum prächtig fühlte. Ich muss allerdings zugeben, dass ich seither 15 Kilo zugenommen habe, wohl wegen der Hormonumstellung in den Wechseljahren, aber auch weil ich das Rauchen aufgegeben und einen Hang zur Bequemlichkeit und zu gutem und reichlichem Essen habe.

Meine Lebensgefährtin war ihre Menstruation erst mit 55 los, bis dahin war sie schlank wie eine Gerte. Inzwischen wiegt sie immerhin so viel wie ich vor meinen Wechseljahren, was für sie eine außerordentliche Vermehrung ist. Aber wie sagen wir Lesben immer: The more, the merrier!

Ja, und dann gibt es da noch die Sache mit der Atrophierung der Geschlechtsorgane und der Schleimhäute! Das Wort „Atrophierung“ warf mir meine neu gefundene Frauenärztin neulich ganz unvermittelt und herzlos an den Kopf und fuhr dann mit ihrem kalten Gerät recht schmerzhaft in mich hinein. Sie ist aber sonst in Ordnung.

Der Austrocknung der Schleimhäute begegnet frau beim Liebesspiel am besten mit einem guten Gleitmittel. Neulich klagte mir eine liebe Freundin (65) ihr Leid, es sei da unten bei ihr und ihrer Partnerin alles so trocken, der liebevolle Umgang miteinander sei bisweilen schmerzhaft und unterbliebe deshalb immer öfter.

Ich empfahl ihr, sich in der nächsten Apotheke oder Drogerie ein Gleitmittel zu besorgen, aber sie genierte sich und so brachte ich ihr zu unserem nächsten Treffen ein Fläschchen K-Y-Gel mit. „K-Y Warming Liquid Personal Lubricant creates a gentle warming sensation on contact“, las ich ihr vor. Und: „Discover a whole new world of intimacy“ – auf Englisch klingt das alles irgendwie netter und eleganter.

Beim nächsten Treffen bestand sie darauf, die Rechnung für das teure Essen zu übernehmen, zum Dank für die „whole new world of intimacy“.⁹

In alter Frische

„Will you still love me when I'm sixty-four“, fragte ich meine Liebste vor zehn Jahren (sie war 50, ich 47). Sie überlegte ein wenig, lächelte verschmitzt und sagte dann: „Sure – but maybe not so often.“

Diese Anekdote erfasst vieles, was von lesbisch-feministischer Seite über das Alter und die Liebe zu sagen ist: Wir geben zu, dass im Alter (vielleicht nicht nur) die körperliche

Attraktivität nachlässt, weshalb auch wir uns besorgt erkundigen, ob die andere uns trotzdem noch lieben wird. Und wenn sie die vollkommene Geliebte ist, wie wir sie als Feministinnen wahrhaftig verdient haben, beruhigt sie uns, witzig, lieb, ironisch und selbstironisch zugleich: „Na klar – aber vielleicht nicht so oft.“ Weshalb nicht so oft – das bleibt offen. Aber es muss nicht unbedingt nur an mir liegen, denn schließlich wird auch sie älter.

Auch Männer werden älter – in den Industrienationen durchschnittlich 72 Jahre, Frauen dagegen über achtzig. Betty Friedan meint, das liege am Männlichkeitswahn, der den Mann zum Gefühlskrüppel und damit für die hohen Anforderungen des Alters untauglich macht.

Wenn der Mann mit zunehmendem Alter Erektionsstörungen bekommt, führt er seine Probleme gerne darauf zurück, dass „die Alte“ ihn nicht mehr so richtig anmacht, und nimmt sich eine jüngere Frau (die zum Ausgleich an seinem Status teilhaben darf).

Die Frauen, die dieses Spiel nicht rechtzeitig durchschauen, kämpfen gegen den gnadenlosen Schönheitswahn und Jugendkult unserer Kultur einen Kampf, der so energie- und kostenfressend wie aussichtslos ist, zunehmend härter wird – und neuerdings sogar Männer erfasst. Wer diesem Trend nicht beizeiten den Rücken kehrt und auf stabilere Werte setzt, kann einpacken.

Nur als Beleg für die Altersfeindlichkeit als Norm zitiere ich aus einem aktuellen Artikel von Daphne Merkin über Liv Ullmann („The New York Times“ vom 21. Januar 2001):

„Mit 62 hat sie eine sanfte, melancholische Schönheit ... trotz Anzeichen des Alters um Augen und Mund und einer deutlichen Schlaffheit um den Hals. Anders als viele Frauen, die wegen ihres Aussehens bekannt sind, hatte sie keine Schönheitsoperation – weil, so erzählt sie mir, sie immer das Gesicht ihrer Großmutter gemocht hat: ‚Ich dachte, vielleicht kann ich so ein Gesicht bekommen. ... Ich wollte sehen, was Gott mit meinem Gesicht vorhatte, mehr aus Neugierde.‘ Sie gibt ehrlich zu, dass sie schon mal an eine Schönheitsoperation gedacht hat, besonders, wenn eine Frau sie auf dem Flughafen anhält und fragt: ‚Waren Sie nicht mal Liv Ullmann?‘“

Früher war es ein Thema, wenn ein Star sich liften ließ. Heute ist es ein Thema, wenn eine sich NICHT liften lässt. Aber sie braucht schon eine sehr gute Erklärung für so unkonventionelles Verhalten und Ullmann weiß auch eine, eine rührende, mit Liebe zur Großmutter und Gott und allem Drum und Dran.

Wohlgemerkt, hier reden nur Frauen mit und über Frauen. Wir stricken alle mit an diesem Muster, Altersfeindlichkeit ist die Luft, die wir einatmen – und ausatmen. Auch die

Frauenbewegung hat alte Frauen weitgehend außen vor gelassen, aber jetzt, wo wir Gründerinnen selbst um die 60 sind (60 scheint heute die Schmerzgrenze zu sein, vor 170 Jahren lag sie für Frauen bei 30), beeilen wir uns, dieses Thema endlich – und sozusagen in alter Frische – anzupacken.

Mit 62 Jahren gehört heute für eine Frau viel Mut dazu, sich „so“ sehen zu lassen, „wie der liebe Gott uns gewollt hat“. Betty Friedan widmet in „Mythos Alter“ (1993) zwei Kapitel dem völligen Verschwinden alter Menschen aus den Medien. Alte Menschen sind nicht „vorzeigbar“, genau so wenig wie junge Frauen, die dem Schönheitsideal nicht entsprechen. In der Sprache ist sogar die „Frau als solche“ unerwünscht.

Simone de Beauvoir hat 1949 mit „Das andere Geschlecht“ die europäische Bibel des Feminismus veröffentlicht, Betty Friedan 1963 die amerikanische mit „Der Weiblichkeitswahn“. 1970 brachte Beauvoir ihr Monumentalwerk über „Das Alter“ heraus und Friedan 1993 „Mythos Alter“.

Die Bedeutung dieser Parallele – dass die beiden einflussreichsten Theoretikerinnen des Feminismus im 20. Jahrhundert mit gleicher Leidenschaft über das Alter nachgedacht haben – ist mir bis heute nie richtig aufgegangen.

Dabei liegt der Grund ja eigentlich auf der Hand: Die Situation der Frauen vor dem Aufkommen der zweiten Frauenbewegung hat sehr viel gemeinsam mit der Situation der Alten bis heute. Das erkannten die beiden, sowie sie sich selbst als alt und damit zum zweiten Mal als praktisch wertlos eingeordnet sahen – und mit gewohnter Verve und Unerbittlichkeit machten sie sich ans Analysieren.

Diese beiden großen Denkerinnen haben die Zuschreibungen, die die Gesellschaft für uns Frauen bzw. uns Alternde/Alte bereithält, nicht einfach hin-, sondern systematisch auseinandergenommen. Ihre Werke sind unsere wichtigste Waffe im Kampf nicht nur gegen die Frauen-, sondern auch gegen die Altersfeindlichkeit.

Beauvoir kam u.a. zu dem Schluss, dass sie ihre alten Tage mit einer liebevollen Gefährtin beschließen konnte. Friedan sieht diese Chance auch, behandelt sie aber eher als mathematische Notwendigkeit, da ja für die alte Frau kaum noch gleichaltrige männliche Partner übriggeblieben sind.

Im Übrigen setzt Friedan auf eine Neubewertung des Alters: Weg vom „Gebrechlichkeitswahn“ (age mystique), der das Alter nur als Gegensatz zur Jugend begreift und auf einen einzigen Aspekt reduziert – Verfall –, ähnlich wie der Weiblichkeitswahn (feminine mystique) die Frau auf die Funktionen Gattin, Hausfrau und Mutter reduziert hatte. Un-

terschlagen wird dabei, dass die meisten Menschen das ihnen heute beschiedene lange Alter in bester Gesundheit verbringen (bis auf die allerletzten Wochen) und dass das Alter eine Zeit der Vollendung sein kann und sollte, in der wir endlich rund und weise werden.

Rund bin ich schon, nun warte ich zuversichtlich auf die Weisheit ...¹⁰

Im Fitness-Studio

Damit wir das vorneweg mal klarstellen: Ich heiÙe Luise, bin 58 Jahre alt und wiege 93 Kilo.

Vor zwei Jahren meldete ich mich bei einem Fitness-Studio an. Damals wog ich 87 Kilo. Heute, nach zwei Jahren Strampeln und Stemmen, sind es also 93. Die neu hinzugekommenen sechs Kilo sind natürlich alles Muskeln.

„Ist doch klar, alles Muskeln“, bestätigt meine unerschütterlich liebevolle Lebensgefährtin, „Muskeln wiegen ja viel mehr als Fett, ist ja allgemein bekannt.“ Seit zwei Jahren habe ich demnach jedes Jahr drei Kilo Muskeln zugelegt? Aber vor diesen zwei Jahren waren es auch pro Jahr drei Kilo mehr, ohne Training. Eben deshalb beschloss ich ja, „etwas für mich zu tun“, wie die Schinderei üblicherweise genannt wird. Naja.

Schon lange wollte ich eine Glosse über mein Fitness-Studio schreiben, aber irgendwie inspirierte es mich nicht so recht. Komisch ist es eigentlich nicht besonders. Wir Frauen gehen dorthin, um zu arbeiten, und was ist an Arbeit schon erheiternd. Tragisch ist diese Arbeit vielmehr – eine echte Sisyphusarbeit. Was wir am Tag mühsam erstemt haben, einen winzigen Gewichtsverlust vielleicht, futtern wir uns nachts wieder an. Ich jedenfalls tue das regelmäßig, beim Fernsehen in meinem Ikea-Liegesessel. Das Fernsehen beschäftigt meinen Geist nicht genug. Statt dem Kommissar bei seinen langweiligen Ermittlungen zu folgen, male ich mir aus, was im Kühlschrank noch Leckeres hinterlegt ist. Lesen ist absorbierender – beim Lesen fällt mir nur selten das Essen ein.

Mein Fitness-Studio ist ein reines Frauenstudio, sonst wäre ich auch nicht Mitfrau geworden. Besitzer ist allerdings ein Mann, der mit Nachnamen passenderweise Stempel heißt. „Der Olle stört doch nicht (er heißt Ole)“, sagt meine feministische Bekannte Lisa dazu, die ich manchmal im Fitness-Studio treffe. Sie ist Amerikanerin und großzügig, wie dies Volk nun mal ist. Allerdings arbeitet sie ja auch nicht im Fitness-Studio, sondern geht nur in die Sauna. Ihr geht es mehr um Well- als um Fitness.

Aber um die Vorteile des Clubs nutzen zu können, der erschwinglich und vor allem gleich um die Ecke ist, habe ich mir ihre Ansicht zu eigen gemacht. Nein, der Olle stört eigentlich nicht.

In den ersten achtzehn Monaten meiner Mitgliedschaft fühlte ich mich in meinem Fitness-Studio als Außenseiterin. Ich begegnete dort eigentlich nur jungen Frauen zwischen achtzehn und dreißig, schätze ich mal, alle rank und schlank und durchtrainiert. Niemals lächelten sie mitleidig über mich. Sie lächelten einfach überhaupt nicht – was gibt es bei der Arbeit auch schon zu lächeln. Sie redeten weder miteinander noch mit mir. Dabei ist unser Fitness-Studio ein Club; wir werden von den Trainerinnen alle herzlich mit Du angesprochen und dazu angehalten, auch die anderen Mitfrauen zu duzen. Weil den meisten das ungewohnt ist, reden wir halt überhaupt nicht miteinander. Jede geht schweigend und konzentriert ihrer Arbeit nach.

Das fängt an mit dem Ausdauertraining. Ich besteige mein LifeFitness- Fahrrad und strampole 35 Minuten vor mich hin. Gegenüber arbeiten die jungen Frauen an ihren Steppergeräten, auf und nieder, auf und nieder. Dazu lesen sie in mitgebrachten Taschenbüchern oder ausgelegten Frauen-Zeitschriften Marke Cosmo – die Emma ist nicht darunter, nicht einmal der Spiegel oder der Stern, die ich doch bei meiner Zahnärztin hin und wieder einsehen kann. Am Ende der Übung, während welcher ich mindestens einen halben Liter Wasser getrunken habe, steige ich völlig verschwitzt vom Rad und stakse auf die Insel der Dehnübungen zu. Vorher habe ich mit meinem Handtuch sorgfältig den Schweiß von dem Gefährt gewischt.

Im Nebenraum tobt derweil eine Aerobic-Gruppe, ich kann mir das durch ein Fenster ansehen. Die Trainerin macht ihre ausgeklügelten Stepvarianten und Armschwünge vor, die jungen Frauen folgen ihrem Kommando lammfromm.

Ich mag nicht lange hinsehen, es kommt mir indiskret vor, den Frauen bei ihren schweißtreibenden Verrichtungen zuzuschauen. Mag ich ja auch nicht die Vorstellung, dass ich beobachtet werde, wie ich nun auf mein Handtuch plumpse, den Po an eine vierkantige Säule rücke und meine Beine, eins nach dem andern, zwecks Streckung der Sehnen hochkant gegen die Säule presse.

Nein, wir Frauen sind diskret, jede blickt bei den Verrichtungen konzentriert vor sich hin. In diese körperliche Intimität hineingezwungen, verhalten wir uns alle wie im Flugzeug oder Fahrstuhl bei unerwünschter Tuchföhlung: Starr vor uns hinblickend, bis es vorbei ist.

Auch im Umkleideraum herrscht meistens Stille, es sei denn, eine Frau ist mit ihrer Freundin oder Kollegin da. Dann reden die beiden angeregt, aber verhalten über den Chef oder das Studium, während die anderen sich still an- oder entkleiden. In den Duschaum, wo sechs Frauen gleichzeitig auf Tuch- oder besser Hautföhlung duschen können, gehen



nur wenige – das erledigt frau, egal wie verschwitzt vom Training, doch lieber zu Hause, so auch ich. Besonders, wenn frau wg. Figurproblemen hier ist, und welche wäre das nicht, selbst wenn die Probleme bloß eingebildet sind.

Manchmal aber tummelt sich so eine pummelige mittelalterliche oder auch ranke junge Nackte anscheinend natürlich und ganz ohne Hemmungen zwischen uns Verklemmten und dann blicken wir noch konzentrierter vor uns hin.

Die Frauen besitzen überwiegend hübsche Sporttaschen, von Nike oder Adidas, während ich mit meiner Alditüte ankomme. Wozu soll ich mir extra eine Sporttasche zulegen, die Aldi-Tüte eignet sich prima zum Hineinstopfen der Hallen-Sportschuhe, des Handtuchs, der Plastik- Wasserflasche und der kurzen Sporthose Marke Champion. Seit aber meine lila-grüne Freundin Ellen aus Berlin mich ermahnte, nicht mit meiner Alditüte herumzulaufen, ich wäre doch keine Migrantin, habe ich meine Unschuld verloren und mache ich mir Gedanken, ob die Alditüte für den Fitnessclub das Richtige ist. Aber sie wurde noch von keiner beanstandet. Diese Frauen sind von erlesener Zurückhaltung und Höflichkeit.

Wenn ich an die Muskeltrainingsgeräte gehe, muss ich regelmäßig die Gewichte der jungen Vorbenutzerinnen mindestens um das Doppelte aufstocken. Mit den Beinen stemmen sie (wie ich zu Anfang) kaum mehr als 50 Kilo weg, ich dagegen inzwischen 97. Lässig. Am Latzug – einem Gerät, wo frau mit beiden Armen ein Gewicht von hoch über dem Kopf bis in Brusthöhe ziehen soll – sind es 30, zugegeben: mit Mühe, aber die Vorgängerin oder Nachfolgerin schafft in der Regel allerhöchstens 20.

Diese Frauen wollen lieber nicht muskulös sein, das könnte den real existierenden oder erhofften Freund als unweiblich abstoßen. Für ihn arbeiten ja die meisten hier an ihrem Erscheinungsbild. Während meine Lebensgefährtin meine zunehmende Körperkraft sehr praktisch findet, seit sie Probleme mit dem Rücken hat. Ich trage alle in unserem Haushalt anfallenden Lasten mit Vergnügen und – ja, doch – Eleganz.

Weshalb ich an meinen Muskeln arbeite? Hier etwas Lebenshilfe für die Frau ab vierzig: Es heißt, wir verlieren jährlich zwei Prozent unserer Muskeln, wenn wir nichts dagegen tun. Wegen fehlender Balance durch ihre schwache Muskulatur fallen alte Frauen oft so unglücklich, dass sie sich den Oberschenkelhals brechen. Sie kommen ins Krankenhaus, holen sich eine Lungenentzündung und sterben vorzeitig – an fehlenden Muskeln. Das möchte ich doch nach Möglichkeit vermeiden und baue schon mal vor. Die Sportmedizinerin Miriam Nelson von der Tufts- Universität in Boston hat mit Frauen über neunzig gearbeitet. Diese alten Damen hatten nach sechsmonatigem Training ihre Muskeln um 50 Prozent vermehrt.

Seit etwa einem halben Jahr fühle ich mich in meinem Fitnessclub nicht mehr so als Ausenseiterin. Mehr und mehr Frauen in meinem Alter scheinen Miriam Nelsons frohe Botschaft vernommen zu haben und machen sich nun über die Geräte her. Auch wir reden nicht miteinander, aber wir lächeln uns an, wissend. Wir sind nicht ganz so schön wie die anderen Arbeiterinnen, aber wir wissen, worauf es ankommt.

Schöner Altern

Die Essentials, dargereicht vom Club der freien Radikalen

1. Altern ist die größte Herausforderung an den Menschen. Gemeinerweise findet es genau dann statt, wenn wir sowieso immer klappriger werden. Ein Trost: Älter werden als solches ist nicht schwer, das schaffen Sie schon.
2. Fangen Sie rechtzeitig an zu altern. Mitte zwanzig wäre etwa ein günstiger Zeitpunkt. Je eher Sie altern, umso mehr Zeit haben Sie dazu und umso besser gelingt es Ihnen. Sie sehen ja, immer mehr Alte stöckern über Deutschlands Straßen und Plätze. Reihen Sie sich schon mal ein, bevor es zu eng wird.
3. Als Frau können Sie mit dem Altersstarrsinn nicht früh genug anfangen! Wir empfehlen als spätesten Zeitpunkt die Pubertät. Für den Altersgeiz gilt dasselbe.
4. Sie sind 35 und der Schalterbeamte fragt Sie, ob Sie eine Seniorenkarte wollen. Lassen Sie ihm das nicht durchgehen und bestehen Sie auf einer Seniorinnenkarte.
5. Wenn die kritischen Tage aufhören, beginnt das kritische Alter. Genau! Streichen Sie das Wort kritisch aus Ihrem Wortschatz!
6. Achten Sie stets gut auf Ihre Gebärmutter und trennen Sie sich nicht mutwillig von ihr. Sie ist Ihre beste Verbündete im Kampf gegen die mit Recht so unbeliebte Inkontinenz.
7. Werden Sie nicht hormonesüchtig. Ihr Gynäkologe soll die Östrogene selber nehmen. Beobachten Sie mit selbstlosem Wohlgefallen, wie sie bei ihm anschlagen! Auch er kann durch Hitzewallungen Energie sparen helfen und die zwischenmenschliche Kälte mildern.
8. Für ein gemütliches Alter sollten Sie beizeiten einen Sohn gebären. Derweil Ihre Tochter mit ihrer Schwiegermutter beschäftigt ist, wird seine Ehefrau Ihnen den Lebensabend verschönern.
9. Mit einem Mann zu altern, ist nicht so gemütlich. Im Alter werden sie grantig und stinken. Spätestens ab vierzig sehen Sie sich schon mal nach einer passenden Gefährtin für den Lebensabend um.

10. Ihre Falten sollten Sie nicht verstecken. Es besteht sonst Gefahr, dass Sie sie nicht wiederfinden. Und das wäre schade!
11. Je mehr Falten wir haben, desto häufiger falten wir die Hände. Wenn es Sie mit zunehmendem Alter öfter in die Kirche treibt, macht nichts, sofern sie gut geheizt und die Bestuhlung bequem ist.
12. Ohne Zähne kein Zahnweh.
13. Sehen Sie schon mal zu, dass Sie was erben. Simone de Beauvoir hat festgestellt, dass Alter und weibliche Armut eine gängige, aber nicht eigentlich erstrebenswerte Kombination darstellt. Übrigens: Je älter Sie werden, umso mehr gibt es zu erben.
14. Es heißt Paro-, nicht Paradontose.
15. Wer nicht heiratet, bekommt keine Witwenrente, aber auch keinen Witwenbuckel. Entscheiden Sie sich!
16. Wenn die Gelenke nicht mehr wollen, dann wollen sie nicht.
17. Wenn Sie in Ehren ergrauen wollen, brauchen Sie dazu Haare. Bei schütterem Haar gelingt das Ergrauen nur mäßig. Aber eine selbstgestrickte rosa Angoraperücke hat auch ihren Schick.
18. Wenn Sie Ihre Brille nicht finden, schauen Sie im Kühlschrank nach. Da finden Sie immer was Nettes.
19. Ab siebzig sind Sie keine NachwuchsschauspielerIn, -wissenschaftlerIn oder -schriftstellerIn mehr. Bewerben Sie sich jetzt lieber bei SeniorInnenwettbewerben. Das ist aussichtsreicher.
20. Wenn es auch bei den SeniorInnenwettbewerben nicht klappen will: Eine Seniorinnen-Karte der Deutschen Bundesbahn bekommen Sie immer.
21. Ab achtzig können Sie in aller Ruhe weiterruchen. Sie haben in den vergangenen Jahrzehnten Ihre Zähigkeit hinreichend bewiesen.
22. Zellulitis gibt es nicht.
23. Sexualität über achtzig ist gesund und angenehm, mit einem Mann jedoch nur dann, wenn er noch rüstig und reinlich ist. Ab vierzig kommt der Mann allerdings in der Regel in die Penopause oder kriegt Balzheimer. Dann empfiehlt sich, wie gesagt, das Umsteigen auf eine Partnerin, wobei Sie das nicht so wörtlich nehmen müssen.
24. Auch eine Katze ist eine reizende Gefährtin.

25. Je älter Sie sind, umso weniger durchschlagend wird Ihr entrüsteter Ausruf: „Nur über meine Leiche!“ Benutzen Sie lieber einen anderen Ausdruck.
26. Nach dem Lebensabend ist Feierabend. Wenn Sie noch weiterleben wollen, bedenken Sie, dass das Fernsehen immer unerfreulicher wird: Sie bekommen nur noch Kleinkinder und Halbwüchsige gezeigt und Ihre Lieblingsstars werden dafür immer älter.
27. Wenn Sie beizeiten aus der Küche ausgetreten sind und Männer in Pension geschickt haben, dürfen Sie sich auf einen friedlich besonnenen Lebensabend freuen.
28. Wenn Sie unsere Ratschläge befolgen, garantieren wir Ihnen ein entzückendes Alter. Allerdings: Wer Agonie sagt, muss auch Begonie sagen.

Anmerkungen im Text

- 1 Vgl. Pusch (1993)
- 2 „Most men’s masculinity is defined by a certain way of moving – very rigid and very inexpressive. Dancing betrays all that.“ Blumenfeld (1992:36)
- 3 Aus Gründen der Anonymisierung gebe ich die Adresse der Internetseite nicht an.
- 4 Übersetzung aus dem Englischen von Luise F. Pusch.
- 5 In vielen Ländern gilt Homosexualität noch heute als Verbrechen und steht unter Strafandrohung.
- 6 Erving Goffman unterscheidet in seinem Buch *Stigma* (1963) zwischen „diskreditierten“ Gruppen mit einem sichtbaren Stigma und „diskreditierbaren“ mit einem unsichtbaren Stigma. Seine Überlegungen über die Besonderheiten unserer Situation fand ich schon in den 60er Jahren sehr hilfreich und erhellend.
- 7 Die Psychologin Dr. Evelyn Hooker, die 1956 die berühmte Studie „The Adjustment of the Male Overt Homosexual“ vorlegte, die schließlich dazu führte, dass Homosexualität nicht mehr als psychische Krankheit definiert wurde und 1973 aus dem *Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders* gestrichen wurde, lehnte es ab, ihre Untersuchung auf Lesben auszudehnen (die damals *female homosexuals* „weibliche Homosexuelle“ hießen). Eine solche Ausdehnung auf ihr eigenes Geschlecht, meinte sie, hätte sie selbst als „befangen“ gebrandmarkt und die ganze Studie unglaubwürdig gemacht und in Miss-

kredit gebracht. Es reichte nicht aus, dass Hooker verheiratet war (vgl. Marcus 1993:16-25 und 172f.).

8 Dies machte mir die feministische Linguistin und Aktivistin für Lesbenrechte Julia Penelope in einem Gespräch bewusst.

9 Janz (2006:158ff.)

10 Diesen Text habe ich für das Altern-Dossier der *Emma* geschrieben (Heft März/April 2001). Er wurde von der *Emma*-Redaktion gekürzt. Dieser Text hier ist das Original.

Literatur

Horsley, Joey/Luise F. Pusch (Hrsg.): *Berühmte Frauenpaare*. Suhrkamp Verlag. Frankfurt am Main 2005.

Pusch, Luise F.: *Sonja: eine Melancholie für Fortgeschrittene*. Suhrkamp Verlag. Frankfurt am Main 1981. Erschienen unter dem Pseudonym Judith Offenbach.

Pusch, Luise F.: *Ladies first: Ein Gespräch über Feminismus, Sprache und Sexualität. Reihe Wortmeldung. Band 2*. Palette-Verlag. Bamberg 1993.

Pusch, Luise F.: *Sonja: eine Melancholie für Fortgeschrittene*. Suhrkamp Verlag. Frankfurt am Main 1998.

Pusch, Luise F.: *Die Frau ist nicht der Rede wert*. Suhrkamp Verlag. Frankfurt am Main 1999.

Blumenfeld, Warren J. (Hrsg.): *Homophobia: How we all pay the price*. Beacon Press. Boston 1992.

Goffman, Erving: *Stigma. Notes on the management of spoiled identity*. Prentice-Hall. New Jersey 1963.

Janz, Ulrike (Hrsg.): *Verwandlungen – Lesben und die Wechseljahre*. Krug & Schadenberg. Berlin 2006.

Marcus, Eric: *Making History: The Struggle for Gay and Lesbian Equal Rights 1945-1990. An Oral History*. Harper Perennial. New York 1993 [1992].

Nelson, Miriam E./Sarah Wernick: *Starke Frauen bleiben jung*. Umschau. Frankfurt 1998.



Lesbischer Herbst





Lesbischer Herbst





Lesbischer Herbst





Lesbischer Herbst

